

Vorrede

Hier finden Sie also das zweite Portfolio mit neuen Gedichten. Sie wurden alle nach der Veröffentlichung des ersten Portfolios geschrieben, sind also wirklich "fabrikneu".

Ich habe in den vergangenen Wochen zwei Sachen erkannt; dabei ist es natürlich nicht so, dass ich das nicht schon gewusst hätte: der menschliche Erkenntnisprozess verläuft ja meist wie die Spiralen der DNA, in einem Drehen und Wenden auf dem einen Punkt, das (vielleicht) zu einem andern Punkt hin führt. (Klingt sehr darwinistisch...)

- 1) Lyrik ist NUR Sprache. Sie erzählt nicht. Sie erweitert unser Sprachvermögen; damit erweitert sie auch unsere Zukunft.
- 2) Lyrik ist ANDERWELT. Sie ist der Platz, an dem das geschehen kann, was nicht möglich ist. Der letzte Platz für Utopien; allerdings nicht notwendigerweise für soziale oder politische, gewiss aber für menschliche.

Oliver Füglistner
im April 2013

Aus Aragons "Traité du style"

Ich – zertrete. Der Satzbau – wird zertreten. Das ist der Unterschied zwischen dem Satzbau und mir. Ich zertrete den Satzbau nicht um des einfachen Vergnügens willen, ihn zu zertreten oder gar um des Zertretens willen. Einerseits geben mir die Füße wenig sinnliche Freude, und andererseits handelt es sich bei der sinnlichen Empfindung der Füße beim Zertreten nur um eine aussergewöhnliche Art derselben. Ich zertrete den Satzbau, weil er zertreten werden muss. Es handelt sich dabei um Trauben. Sie verstehen?

**Herkunft bildet sich heraus in der Tat.
Erste Saat in den Gewölben noch nah.
Indisch keimt man da so einsam und arm
Mit der Seele so gemeinsam wie Vieh
Armlos immer noch - wie heimische Gerste.
Taten-Anker birst in krautiger Früh.**

**Herb Gewürz an dem geduldigen Rad:
Ehr dem Bilde in dem Mühlen-Gedreh!
Irdisch reisst man sich in Reih und in Arm
Mangelt Seele nicht an Kerben-Geflieh!
Arm wie eh wodurch das Fremde bescherte...
Taren tunken in das nasse Gesprüh.**

Dieses Gedicht ist ein Versuch über das Thema Heimat. Es ist dem Diakon der Pfarrei St. Othmar in Kaiseraugst gewidmet, Stephan Kochinky. Er hatte mich erstmals auf die bemerkenswerte Vieldeutigkeit des Worts aufmerksam gemacht. Ja, letztlich ist dies die Aufgabe jedes Gedichts: die Bedeutung eines Worts möglichst vollständig ausschöpfen, sowohl auf der metaphorischen und etymologischen als auch auf der phonetischen Ebene.

Ich, ich bin der Herr, und ausser mir ist kein Helfer.
Jesaja 43,11

**Ich bin's. Ich bin der Herr: niemand benutzt mich anders.
Hier in mir ist der Hall: Spiegel in mich geworfen.
Neigt die Köpfe ihr andern!
Lange wartete ich darauf:**

**Jagte nach einem Hirsch: ohne eigenes Blicken
Brach ich krachend durchs Holz. Windab gerannt durch Dornen.
Stille plötzlich und Schillern.
Ohren-zuckend den Hals gewandt.**

**Weiter! Weiter in Hast! Weitab schon lang die Freunde.
Spiegel lockt vor mir her! Ich bin es! Ich bin Fänger!
Niemand kann mir entkommen!
Fast schon nahe genug zum Schuss!**

**Nichts geschieht mit mir hier: alles genoss beinahe
Ich und brüllt nicht um Hilf! Vögel im Haare nisten...
Blickt nur tief in den Tümpel!
Hässlich rast meine Schönheit drin.**

**Nein: ich bin - werde Herr. Niemand benutzt mich besser.
Ich genieße die Hut: niemals gefangen ausser
Hier in blickender Fläche.
Quäle niemand - erblindet euch.**

**Zäh wird alles wie Harz! Merde alors! Wer hält mich
Fest im Dreck dieses Hofs? Traum ich vom Fliegen etwa?
Niemand kann mir mehr folgen:
Fange nickend die Winde ein!**

**Hallend fällt's mir ins Herz: rufend ich fiel in mich ein
Voller Leere und hart: Nichts ich erblickt im Tiefen
Oben aber und spillrig
Halm und Kelch im Gleichklang-Spiel.**

**Aufgeweckt ist mein Heer: Erdloch-Entsprungne! kommt nur
Ich bin's ich bin der Herr: niemand benutzt mich anders.
Vogel steigt ins Gebiss...
Lange wartete ich darauf...**

Ein Grossgedicht, wie's im Buche steht. Es ist mein erster Schritt heran an das Thema des Egoismus. Es ist ganz einfach zu verstehen, da es drei Zustände des Narziss gleichzeitig (in einem Bild quasi) enthält: vor, während und nach der Verwandlung. Gleichzeitig sind darin zwei Embleme, meine Lieblings-Sinnbilder aus der frühen Neuzeit, verschmolzen, die beide den Sinnspruch *Sibi nequam cui bonus* darlegen: Wenn's nur einem selbst nutzt, nutzt es niemand.

**Ich lese in einer Literaturzeitschrift
Die wie ein Modemagazin aussieht
Einen aus dem Leben berichtenden Text eines Autors
Dem man vermutlich zu Recht das Etikett
Eines stilbildenden Autors der jüngeren Generation
Angehängt hat. Vorher fand ich
In einem für die Abfuhr herausgestellten Papierbündel
Mehrere Jugendbücher ohne die unsere Seele
Mit gutem Recht nicht den guten vom schlechten Stil
Unterscheiden könnte - Oliver Twist ist unter ihnen...
Ich habe einige davon für meine Tochter gerettet.
Den stilbildenden Autor kann ich leider nicht retten
Nicht nur weil er in einer andern Welt zuhause ist
Oder seine aus dem Leben gegriffene
Und mit versuchten Feinheiten und vorsichtig nuancierten Adjektiven
Gefüllte Erzählung keine Sympathie für sich oder wenigstens für ihn erweckt
Sondern weil ich vermutlich zu Recht
Die Gleichgültigkeit gegenüber Ehrlichkeit in der Sprache heraushöre.
Gleichzeitig denke ich an den Lieblingsspruch eines Freundes
Der ein Zitat eines mir entfallenen vermutlich französischen Denkers ist
Authentizität ist ein treffender Vorwand für den Mangel an Talent.**

Eine meiner Lieblingsthematiken: die vermeintliche Authentizität autobiografischen Erzählens. Ich habe dabei immer zwei Einwände: einerseits werfe ich dem Erzählenden Mangel an Fantasie vor und bezichtige ihn andererseits des Narzissmus... Dabei kann autobiografisches Erzählen durchaus unterhaltend sein, im privaten Rahmen. Mein eigenes Leben scheint mir aber zu wenig interessant und bedeutend, daraus Stoff für Unterhaltung zu stricken. Da bastle ich lieber an sinnlosen, wertfreien und freischwebenden Versen.

**Das Eigne schlägt mir
Ins Gesicht wie eine Gardine -
Die Zunge hängt in die Kehle
Wie Geranien.**

**Verschliesse mich mir
Als beführ' ich eine Schiene -
Erzeuge Häute stets aus Seele
In Vivarien.**

**Entbehre mich mir
Und hege andres in Ehre
Statt zu vegetieren.**

**Verzehre mich hier
Und werde alles in Schwere
Wieder redundieren...**

Da wären wir gleich nochmals beim Thema des Ich: Egoismus hin, Narzissmus und autobiografisches Erzählen her. Hier sieht man aber besser, was ich meine: Aus einfachen Wörtern entsteht eine Landschaft, die mir mir überhaupt nichts (mehr) zu tun hat. Das ist Poesie: nur Wort, keine Bespiegelung oder Nabelschau.

Saalwacht. Kutschen-Milch.

Morgengrauen.

Weisse Wahl. Rastplatz.

Suppenküche.

Angst lahmt. Kirchen-Muld'.

Heirate mich -

Reisse Ahl'. Spalt-Pilz.

Meide das Ich.

Richtstrahl. Fleischvogel.

Lockenkopf.

Pfauschwarm.

Warticht. Schienbeine.

Trockendock.

Lauwarm.

Der Titel sagt es schon: es geht um einen alten Traum. Dabei handelt es sich jedoch eigentlich um ein Gedicht, das ich einmal angesichts der Intensität dieses immer wieder kehrenden Traums geschrieben habe. Dieses Gedicht habe ich vor langer Zeit wütend vernichtet. Das jetzt entstandene Sonett ist also nicht nur die Rettung des Traums vor dem Vergessen, sondern auch die Errettung des Gedichts, seine Wiedererweckung in der Aktualisierung einiger Bilder (die Milch weinenden Pferde der Hochzeits-gesellschaft werden so z.B. zur "Kutschen-Milch"). Das Fehlen jeglichen Satzbaus verdeutlicht einerseits die schemenhafte Erinnerung an den Traum und andererseits die Unterdrückung jeglicher Emotionen in der Form eines Telegrammstils. Die in kurzen stockenden Worten zusammengedrängten Bilder sind wundervolle Startrampen für die Imagination des Lesers, finde ich (wäre ich mein Leser). Mir gefällt vor allem "Warticht": Wartsaal und Dickicht in einem.

**Der Eiter liegt in unseren Händen.
Wir bieten ihn dar in unseren Handlungen.
Er befällt selbst Kinder. Er quillt aus
Fiktionen die der Fantasie entbehren -
Wenn wir darüber hinweg schreiten
Spüren wir die Angst (die Ängste) nachgeben
In den Bälgen der Einzelheiten
In den Rollen voller Allgemeinheit.
Wir halten den Eiter in Wundertüten
Und tragen ihn vor uns her wie eine Opfergabe.
Das ist unfair. Das ist wirklich unfair. Eine All-
Gemeinheit sondergleichen. Wir sind die gleichen
Wie die andern über deren Leichen wir gehen.
Das Fauchen unserer Hoffnungen
Die letzten Züge unseres Glaubens
Die Bräuche unserer Liebe:
Wir sind ich. Ich ist nur der Vorname dessen
Was da alle goldig lockt und was wir
In Gartengrillparties herumreichen besser als Kräuterbutter.
Der Eiter ist ein Heim aus
Mangel an Fantasie. Der Eiter
Ist ein Schwein in der Mangel
Der Weisswestenstrategie. Das Pfefferkorn
Unserer Einzelheit zerrieben
Im Getriebe unserer Gemeinsamkeit.
Der Eiter liegt in unseren Händen.
Wir nähren ihn in unseren Handlungen.
Und dann liegt er verdickt in den Eiern
Die wir aneinander geschlagen und geschält haben.
Merde alors! Die Kinder heulen mit verschmiertem Mund.
Jetzt die Einzelheiten zu unterscheiden fällt schwer.
Es ist unfair. Wirklich unfair.
Niemand hat uns darauf vorbereitet:**

**In den Friktionen der Realität
Der Frisson der Unechtheit -
Der glasierte Willen zur Fiktion.
Und blasiert und schrill vergeht der Tag.
Die Beine zucken sich aus.
Die Pfützen weiten sich aus.
Das Fleisch verbrennt.
Da steht der Senftopf.**

Noch eine Gesellschaft, und wieder das Egoismus-Thema. Versteht sich von selbst, oder nicht?

**Streifschüsse. „Nur dies Paar Kerben
Bitte! Den Früchten meines Krämersinns
Zuliebe fiehre mich da hinüber!“
Rief mein Dämon mir zu. Wie einen Reif
Schwingt er sein Tutu zwischen Hals
Und Achselhöhle. Sein Gesicht ist wie gerefft
Vor Anstrengung. Die Kinder lachen.**

**Der Eiter ist reif. Aus der Scheune tritt der Republikaner
Und knöpft sich die Hose zu. Mein Dämon redete
Vom weissen Pendel der Freiheit.
Die Pflugschar steht in der Einfahrt wie Besteck.
Die gute Nachricht ist zischt mein Dämon
Dass die Kinder wählen können. Wollen können
Zische ich zurück. Ein Chouan hustet gläsern im Schlaf.**

**Ich führ ihn weg von dort. Die Vier stehen dort
Und nicken wippend mit ihren Köpfen. Tut euch keine Gewalt an
Rief mein Dämon ihnen zu. Sie hoben keine Hand.
Vor uns stand das Vieh von der Farbe des Nebels im Nebel.
Die Engländer pflügen nur das Meer uns zuliebe.
Danke für die theseussegelschwarzen Früchte meines Dämons.
Geschwärzt vom Reif wie die Finger der ausgestreckten Hände.**

**Es gibt keine Vendée mehr. Die Schüsse streiften nur
Die Gedächtnisse wie Zärtlichkeiten. Abgekehrte Gesichter:
Der Wiederkehr abgekehrte Gesichter. Die Tafeln
Enthielten Knöchelchen und Körnchen: Mutterkorn und Schrot.
Die Kinder lachen: mein Dämon rief sie zu sich und kehrte mir den Rücken
Und stellte ihnen frei den Schlaf den Schmerz und den Schleim.
Altes dummes Reff denke ich liebevoll und frierend. Was für ein Herbst!**

Ja, wieder ein "Grossgedicht". Und dazu ist nur zu sagen: aus dem Wunsch, mit den vier Buchstaben von FREI zu spielen, entstand zu meiner Überraschung ein Gedicht über die Vendée...

**Die Kriegskunde kommt immer zu spät.
Die abschüssige Langsamkeit erfüllt die Nussbäume
Bevor ihren Ballen Tentakel wachsen.
Der Vorschuss endet immer im Rückschluss.**

**Das Erkunden der Umtriebe eines unangeruhten
Noch nicht jugendlichen Abgottes
Der den Flügeln entwachsen ist
Befindet sich noch im Stadium der Schaumschlägerei.**

**Das abgesandte Kiesgerassel geht immer nur bis zum Ende.
Die Ankunft eines dritten ungrünen Zustands
Erfüllt keine Gedanken anders
Als die Abkunft von den früheren Übereinkünften.**

**Die in konzentrischen Quadraturen stattfindende Ermunterung
Eines rapide alternden Mentors
Der vor Hufen nicht mehr gefeit ist
Befindet über die unerforschten Territorien der Affenärsche.**

Dazu wüsste ich nichts zu sagen. Eine Spielerei. Es ist dies eine Form, die ich bei mir "fantastisches Gedicht" nenne, welche Worte in spekulativen Taten in Wortverknüpfungen bannt...